

Brian McNeil

## »Der Liebende fand den Geliebten«

|| Zwei frühchristliche Gebete

**D**IE QUELLEN, aus denen sich die katholische Spiritualität zu Beginn des 20. Jahrhunderts speiste, waren durchaus monastische Quellen. Das Ideal der zahlreichen heiligen Ordensgründerinnen des 19. Jahrhunderts, die gerade im sozialen Feld, vor allem in Schulen und Krankenhäusern, bewundernswerte Pionierarbeit geleistet hatten, war durch und durch klösterlich; die Lieblingslektüre solcher Schwestern war die *Nachfolge Christi*, das bewusst weltfremde Produkt eines beschaulichen Klosters im Mittelalter. Die Spiritualität, die den engagierten Laien angeboten wurde, war eine Anwendung klösterlicher Frömmigkeit in »Dritten Orden« und ähnlichen Organisationen, die immer unter geistlicher, d.h. zölibatärer Leitung standen. Mit anderen Worten: Laien, apostolisch tätige Ordensfrauen und auch Diözesanpriester sollten eine Spiritualität leben, dessen Wurzel außerhalb ihrer eigenen Erfahrungswelt lagen. Wo die eigene Lebenswelt einen Beitrag leisten durfte, geschah dies immer in Verkleidung. Hier denke ich an die betonte Feminisierung katholischer Spiritualität im 19. Jahrhundert, die die zentrale Rolle der Ehefrauen und Mütter in den religiösen Belangen der Familie im kapitalistischen Zeitalter widerspiegelte; die Zentralität der Muttergottes (auch in den vielen Berichten über Erscheinungen) und der Herz-Jesu-Verehrung, dessen Ikonographie eine weibliche Figur mit Bart, durchbohrten Händen und mit Flammen gekröntem Herzen darstellte, entsprach durchaus dieser neuen Bedeutung der Frauen in Kirche und Gesellschaft.

### 1. Einleitung

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sieht das Bild ganz anders aus. Nicht, als ob das alte klösterliche Ideal verschwunden wäre; die weltweite Verehrung des stigmatisierten Kapuzinerpaters Pio von Pietrelcina (+ 1968), der im Jahr 2002 heilig gesprochen werden soll, sowie die Erfolgsgeschichte der Marienerscheinungen in Medjugorje mit ihren an Banalität kaum zu übertreffenden »Botschaften« vom Himmel (seit 1981) sind Beweis genug, dass sehr viele Christen ihre geistlichen Quellen noch immer im Außerordentlichen suchen, statt in jenem Leben, das sie

tatsächlich führen. Immerhin kann man von vielen gelungenen Versuchen sprechen, die christliche Spiritualität zu inkarnieren. Wegweisend hier war vor allem die Autobiografie der hl. Teresia von Lisieux (+ 1897). Auch darf man nicht den Einsatz des Opus Dei (seit 1928) vergessen; eine Bewegung, die heute von vielen als reaktionär und autoritär abgelehnt wird, wurde in der Zwischenkriegszeit von vielen als revolutionär verpönt, gerade weil der Gründer insistierte, die Welt der täglichen Arbeit und des Familienlebens sei der Ort der Heiligung. Die eigene Lebensgeschichte wurde als die eigene Heilsgeschichte entdeckt. Man kommt in den Himmel, nicht indem man der Erde den Rücken kehrt, sondern indem man in dieser Welt – d.h., in all dem, was mein Leben ausmacht, in all den Beziehungen, die mein Dasein konstituieren, – Gottes Gegenwart entdeckt: »Keinem von uns ist er fern. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir« (Apg 17,27f).

Auf Dauer konnte eine solche Entdeckung die menschliche Geschlechtlichkeit nicht als profan (wortwörtlich: außen vor dem Heiligtum liegendes) abschreiben. Wir sind ja alle in einem gewissen Sinn Kinder Freuds und wissen, dass unser ganzes Dasein ein sexuelles ist. In diesem Bereich war das Anliegen der klassischen katholischen Spiritualität negativ: Es galt, keineswegs die Sexualität als gute Gabe und Aufgabe von Gott her zu feiern, sondern vor Sünden und Versuchungen zu warnen, weil ja jede Verfehlung (selbst nur in Gedanken) gegen das 6. Gebot als »Todsünde« angesehen wurde. Die Wurzel einer solchen Auffassung liegt schon im Neuen Testament: Paulus wünscht, dass alle Christen unverheiratet wären (1. Kor. 7,7), und die Offenbarung des Johannes erzählt, dass die 144.000, die dem Lamm im Himmel folgen und sein Lob singen, »sich mit Frauen nicht befleckt haben, denn sie sind männliche Jungfrauen« (14,4).

Wiederum werden wir nicht von einer totalen Änderung der Perspektive, d.h. von einem alles umfassenden Paradigmenwechsel bezüglich der Geschlechtlichkeit, sprechen können; hier wie anderswo herrscht die berühmte Ungleichzeitigkeit der Postmoderne! Immerhin gibt es aber recht viele Christen, die die sexuelle Dimension ihrer Ehe nicht als Hindernis auf dem Weg zu Gott, sondern im Gegenteil als eine positive Komponente ihres geistlichen Lebens begreifen. Adrienne von Speyr (+ 1967), eine verheiratete Mystikerin, erklärte sogar, die sexuelle Vereinigung zwischen Mann und Frau sei Teilhabe an der ewigen beschauenden Liebe zwischen Vater und Sohn im Heiligen Geist. Diese neue Sicht der Dinge ist die Frucht der Betrachtung der eigenen Existenz als des Ortes, wo Gott sich offenbart und der Christ ihm begegnen darf. In spiritualitätsgeschichtlichem Zusammenhang stehen wir sicherlich nur am Beginn der reichen Entfaltung einer Spiritualität der gelebten Sexualität, die hoffentlich auch der Kirche ein tieferes (eben weil aus dem Leben gewachsenes) Verständnis der Sakramentalität der Ehe liefern wird.

Wie steht es nun mit einer schwulen Spiritualität? Sucht man im Internet unter dem Stichwort »gay spirituality«, erntet man eher Mageres. Ohne Zweifel hängt dies mit der Neuheit der Idee einer christlichen Spiritualität der gelebten schwulen Geschlechtlichkeit und Partnerschaft zusammen. Obwohl ... eigentlich sollte

man sehr vorsichtig sein, wenn man den Anspruch erhebt, diese oder jene Form der Spiritualität sei »neu«. Wir alle leben von der reichhaltigen christlichen Tradition her, mit Quellen, die eine Zeit lang offen rauschen, dann vielleicht Jahrhunderte lang unterirdisch fließen müssen, bis sie endlich neu aufbrechen und die gewohnte Landschaft radikal transformieren. (Ein Beispiel wäre die Mystikerin Julian von Norwich im 14. Jahrhundert, deren Schriften in ihrer geistlichen Frische und theologischen Tiefe erst in moderner Zeit entdeckt wurden. Sie nennt übrigens Christus »unsere Mutter.«) Gibt es also – einmal abgesehen von dem Material in John Boswells Buch »Same-Sex Unions in Pre-Modern Europe« (1994), das zu viele historische Fragen aufwirft, – Anknüpfungspunkte in der Tradition für eine Spiritualität, die die spezifisch homosexuelle Erfahrung der Liebe als eine wesentliche Dimension des christlichen Gottesverhältnis ansieht? Im 2. Teil übersetze ich zwei Texte aus dem 2. Jahrhundert, die ich dann im 3. Teil kommentieren werde.

## 2. Texte

### a) Dritte Ode Salomons

Der erste Text ist die dritte der »Oden Salomos«,<sup>1</sup> einer Sammlung frühchristlicher Gottesdienstlieder, die im Jahr 1909 entdeckt wurden. Der Anfang dieser Ode fehlt in der einzigen syrischen Handschrift.

... ziehe ich an.  
 Und seine Glieder sind mit mir,  
 und ich hänge von ihnen ab.  
 Und er liebt mich.

Ich hätte ja nicht gewusst, wie man den Herrn liebt,  
 hätte nicht er mich geliebt.  
 Wer kann die Liebe erkennen,  
 außer dem, der geliebt wird?

Ich liebe den Geliebten, ja meine Seele liebt ihn.  
 Dort wo seine Ruhe weilt, dort bin auch ich.  
 Auch werde ich kein Fremder,  
 weil beim höchsten Herrn, dem Barmherzigen,  
 kein Neid ist.

1 Der syrische Text von Ode 3: Michael Lattke, Die Oden Salomos in ihrer Bedeutung für Neues Testament und Gnosis (Orbis Biblicus et Orientalis 25/1), Fribourg und Göttingen 1979, S. 80. Vollständige deutsche Übersetzung der Oden: Michael Lattke, Oden Salomos (Fontes Christiani 19), Freiburg 1995.

Ich bin vereint,  
weil der Liebende den Geliebten gefunden hat.  
Weil ich ihn, den Sohn, liebe,  
werde ich selber Sohn.

Wer nämlich mit dem Unsterblichen vereinigt wird,  
wird selber unsterblich.  
Und wer sich am Leben freut,  
wird selber lebendig.

Dies ist der Geist des Herrn ohne Falschheit,  
der die Menschenkinder lehrt, seine Wege zu kennen.  
Seid weise! Versteht! Seid wachsam!  
Halleluja!

### b) Johannesakten, Kapitel 113

Der zweite Text ist ein Teil des Gebetes, das der sterbende Apostel an Jesus im Kap. 113 der »Johannesakten«,<sup>2</sup> eines Romans des späten 2. Jahrhunderts, richtet.

Bis zu dieser Stunde hast du mich für dich rein bewahrt und frei von jeder Verbindung mit einer Frau.

Als ich in meiner Jugend heiraten wollte, bist du mir erschienen mit den Worten: »Ich brauche dich, Johannes!« Als ich gerade dabei war, zu heiraten, schicktest du mir eine körperliche Krankheit. Als ich im Ungehorsam ein drittes Mal heiraten wollte, hörtest du davon und hindertest mich daran. In der dritten Stunde des Tages sagtest du mir dann am Meer: »Wärest du nicht mein, Johannes, dann hätte ich dich heiraten lassen.«

Zwei Jahre lang blendetest du mich, so dass ich trauerte und dich um Hilfe bat. Im dritten Jahr öffnestest du dann die Augen meines Verstandes und schenktest mir die Augen meines Körpers. Als ich wieder sehen konnte, zeigtest du mir, wie unerträglich es sei, eine Frau anzuschauen. Du befreitest mich von der vorübergehenden Anschauung und führtest mich zu jener Anschauung, die immer bleibt. Du trenntest mich von dem unreinen Wahnsinn im Fleisch, du rettetest mich vom bitteren Tod und etabliertest mich auf dich allein. Du brachtest die heimliche Krankheit meiner Seele zum Schweigen und schnittest ab die öffentliche Tat jener Krankheit. Du bedrängtest und verbanntest den Aufrührer in mir.

Du machtest meine Liebe zu dir unbefleckt, du machtest meinen Weg zu dir unbetrübt. Dank deiner Gabe darf ich an dich ohne Zweifel glauben. Du zeichnetest in mir die reine Erkenntnis von dir selbst.

- 2 Der griechische Text der Johannesakten, Kap. 113: Eric Junod und Jean-Daniel Kaestli, *Acta Iohannis* (Corpus Christianorum, Series Apocryphorum 1), Turnhout 1983, S. 311, 313. Vollständige deutsche Übersetzung des Romans: Wilhelm Schneemelcher, *Neutestamentliche Apokryphen, II: Apostolisches, Apokalypsen und Verwandtes*, Tübingen<sup>6</sup>1997.

### 3. Bemerkungen

Beginnen wir mit dem zweiten Text. Der Sitz im Leben dieser Worte ist zwar weder eine gottesdienstliche Versammlung noch die Meditation eines einzelnen Christen. Wir dürfen aber annehmen, dass sie der Spiritualität des Verfassers und seiner intendierten (christlichen) Leser entsprungen, und dass die Aussagen dieses fiktiven Gebetes über die Beziehung zwischen Johannes und Jesus durchaus als sinnvoll empfunden wurden.

In diesem Roman fungiert der Apostel als Lehrer. Was er in seinem letzten Gebet sagt, ist also nicht bloß die autobiografische Erinnerung eines Sterbenden: Die Beziehung zwischen Johannes und Jesus zeigt den Lesern, wie ihre eigene Beziehung zum Herrn auszusehen hat.

Der Text hat eine stark asketische Ausrichtung. »Der Aufrührer in mir« ist die sexuelle Begierde, die auch als »unreiner Wahnsinn im Fleisch« bezeichnet wird. Diese Sehnsucht muss unweigerlich zum »bitteren Tod« führen, weil sie nur die Zeit dieser irdischen Existenz, der »vorübergehenden Anschauung« anvisiert. Jesus aber heilt »die heimliche Krankheit der Seele« und »schneidet ab die öffentliche Tat jener Krankheit.« Möglicherweise haben wir hier einen Hinweis auf die Kastration, die von einigen christlichen Verfassern des 2. Jahrhunderts (u.a. von dem Philosoph und Märtyrer Justin und den »Sprüchen des Sextus«) empfohlen oder wenigstens gelobt wird; sollte dies aber nicht zutreffen, so ist es auf jeden Fall klar, dass Jesus in den Lebensvollzug und die menschlichen Pläne des Johannes sehr radikal eingreift, um ihn vor dem Gebrauch seiner Sexualität in einer Ehe zu retten: »Zwei Jahre lang blendetest du mich.« Übrigens harmoniert dieses Abschlussgebet mit der asketischen Tendenz aller fünf apokryphen Apostelakten des 2. und 3. Jahrhunderts. Ein wiederkehrendes Erzählmotiv in diesen Romanen zeigt uns vornehme Frauen, die durch die Verkündigung eines der Apostel zum christlichen Glauben sich bekehren, mit dem Ergebnis, dass sie nicht länger gewillt sind, mit ihren Ehemännern beizuschlafen.

Es ist offensichtlich nicht der Fall, dass der Jesus der Johannesakten eine sexuelle Beziehung mit Johannes eingehen will, als er zu ihm sagt: »Wärest du nicht mein, Johannes, dann hätte ich dich heiraten lassen.« Die angestrebte Beziehung ist überhaupt nicht fleischlich. Und doch – was wird hier in Kap. 113 erzählt, wenn nicht die Geschichte eines eifersüchtigen männlichen Liebhabers, der in seiner Verzweiflung alles versucht, um die Ehepläne seines Geliebten zu vereiteln? In nicht-christlichen Romanen der klassischen Antike versuchen solche Liebhaber, ihr Ziel durch Magie zu erreichen; hier aber ist einer, der über übernatürliche, göttliche Möglichkeiten verfügt. So gelingt es ihm, den Geliebten für immer an sich zu binden: »Du schicktest mir eine körperliche Krankheit ... Du zeigtest mir, wie unerträglich es sei, eine Frau anzuschauen!«

Der Hintergrund dieses Gebetes, die Quelle der starken Gefühle, die hier zum Ausdruck kommen, ist also eine Liebesgeschichte zwischen Männern. Da die Johannesakten das Ausleben der Sexualität in einer Ehe zwischen Christen

ablehnen, kann man sich nur schwerlich vorstellen, dass ihr Verfasser eine positive Sicht von schwulen Beziehungen gehabt hätte. Um so interessanter ist die Tatsache, dass die Bilder und Begriffe, die in diesem Text zur Beschreibung der Beziehung zwischen dem Herrn und dem Apostel verwendet werden, von der Erfahrung sexueller Liebe und Sehnsucht – vor allem aber: der sexuellen Eifersucht – zwischen Männern geliefert werden.

Bei jedem christlichen Text des 2. Jahrhunderts muss man von vornherein damit rechnen, dass der Verfasser eine asketische Lehre im Bereich der Sexualität, den so genannten Enkratismus, akzeptiert. Die Oden Salomos sind vermutlich keine Ausnahme, auch wenn die 40. Ode ein Bild aus dem Familienleben verwendet, das man z.B. bei den Gnostikern niemals gefunden hätte:

Wie der Honig von der Honigwabe der Bienen tropft,  
und die Milch fließt von der Frau, die ihre Kinder liebt,  
so quillt meine Hoffnung zu dir, mein Gott!

Nochmals aber, wie in den Johannesakten, liefert auch diesem Dichter die Erfahrung der sexuellen Liebe zwischen Männern Bilder, die die Beziehung zwischen Jesus und dem Christen beschreiben sollen: »Ich bin vereint [*ethmazgeth*, vom Verb *mzg*, »mischen, vereinen«, welches auch von der Ehe verwendet wird], weil der Liebende [*rachma*, männlich] den Geliebten [*rchima*, männlich] gefunden hat ... Wer nämlich mit dem Unsterblichen vereinigt wird [*methnaqaf*, vom Verb *nqf*, »in der Ehe vereinigt werden«], wird selber unsterblich.« Ohne dass man ein bewusstes Zitat des 1. Korintherbriefes postulieren müsste, erinnert doch dieses Verb *nqf* stark an den Gebrauch von *kollasthai* bei Paulus: »Wer sich an eine Dirne bindet [*kollômenos*], ist e i n Leib mit ihr. Denn es heißt: »Die zwei werden e i n Leib.« Wer sich dagegen an den Herrn bindet [*kollômenos*], ist e i n Geist mit ihm« (6,16f).

Beim Apostel bildet der Hintergrund seiner Aussage über die Beziehung des Christen zu Jesus die Erfahrung des käuflichen Geschlechtsverkehrs, die er bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen kann, – auch wenn dies natürlich nicht bedeutet, dass er selber oder jeder einzelne von ihnen diese Erfahrung persönlich gemacht haben müsste. Auf genau die gleiche Weise liefert die Erfahrung der Liebe zwischen Männern den Hintergrund für die Aussagen in der dritten Ode Salomos über die Beziehung zwischen dem Dichter und seinem Herrn: »Ich liebe den Herrn, ja meine Seele liebt ihn.« Auch wenn wir weder ihn noch seine Gemeinde als schwule Christen *avant la lettre* bezeichnen dürfen, bleibt diese Tatsache doch sehr interessant.

»Wer kann die Liebe erkennen, außer dem, der geliebt wird?« Oder, um die berühmte »Rosa Sequenz« des Hochmittelalters zu zitieren: *Expertus potest credere / quid sit lesum diligere*, »Nur derjenige, der es persönlich erfahren hat, kann begreifen, was es heißt, Jesus zu lieben.« In den Augen der Verfasser der zwei

Gebete, die ich in diesem kurzen Aufsatz vorgestellt habe, sowie in der späteren Tradition der katholischen Kirche, blieb diese Erfahrung in aller Regel nur zölibitär lebenden Christen vorbehalten. Die Aufgabe einer Spiritualität der menschlichen Geschlechtlichkeit und Partnerschaft – homosexuell und heterosexuell – wäre, zu zeigen, wie man sich solche Zeugnisse der zärtlichen Liebe zu Jesus Christus aneignen könnte, d.h. wie die Liebe zum Herrn die alles bestimmende Mitte unseres Lebens werden könnte, nicht aber trotz, sondern gerade in und dank der Erfahrung zwischenmenschlicher Liebe.

*Die Übersetzungen im Text sind von Brian McNeil.*